

Aufgaben und Perspektiven der Kulturwissenschaft

HARTMUT BÖHME

Kulturwissenschaft hatte in den letzten beiden Jahrzehnten immer dann eine gute Chance, wenn sie als Moderator für interdisziplinäre Forschungsverbände (z.B. Sonderforschungsbereiche) oder für gegenständliche wie methodische Erweiterungen tradierter Disziplinen (z.B. in der Studienreform) auftrat. Kulturwissenschaft bot so Perspektiven und Orientierungen für Fachentwicklungen und interdisziplinäre Forschung. Als Einzeldisziplin war sie eher ungeliebt und wurde nur an wenigen Universitäten als grundständiges Fach unter den übrigen geisteswissenschaftlichen Disziplinen aufgebaut und gefördert, etwa in Leipzig, Frankfurt/Oder, Lüneburg oder Berlin. Als geisteswissenschaftliches Fach unterschied sie sich dabei von der eher sozialwissenschaftlichen oder mikrohistorisch ausgerichteten ‚empirischen Kulturwissenschaft‘ bzw. Europäischen Ethnologie (als Nachfolge der alten Volkskunde). Im Ganzen erging es der Kulturwissenschaft ein wenig nach dem Sprichwort: wasch mir den Pelz, aber rühr mich nicht an. Insofern Kulturwissenschaft als Reformperspektive zur Modernisierung der Geisteswissenschaften funktionierte, war sie willkommen; als Fach, das womöglich ein Konkurrent im Kampf um Stellenressourcen zu werden drohte, sollte sie den übrigen Fächern vom Leibe bleiben. So wurde z.B. auch die Berliner Kulturwissenschaft im Rahmen der zwei Kürzungswellen, die die Berliner Universitäten in wenigen Jahren zu verkraften hatten, um ein Drittel gekürzt; oft mit der latenten Unterstellung, dass man ohnehin nicht wisse, was Kulturwissenschaft sein solle, und wenn man sie schon benötige, so könne man sie in den eingeführten Disziplinen selbst praktizieren. Bei vielen Neuausschreibungen von Professuren traditioneller Fächer waren so kulturwissenschaftliche Denominationen zu bemerken; doch dieser ‚Erfolg‘ kam dem Fach Kulturwissenschaft nicht zugute, im Gegenteil: er wurde zum Grund, gerade keine Kulturwissenschaft als Disziplin einrichten oder fördern zu wollen.

Im Kontext klassischer Disziplinen fällt in der Tat die Schwierigkeit auf, Methoden, Theorien und Gegenstandsfelder, die der Kulturwissenschaft gleichsam original zukommen, bestimmen zu können. Was ist ihre *differentia specifica*? Ihre eigene Physiognomie? Ihre unauswechselbare Identität? Nun kann man solche kritischen Anfragen auch kontern: wird damit nicht das klassische Verständnis von Fachidentität wiederholt? Ist der Begriff von Identität nicht gerade problematisch geworden? Geht es mit der Kulturwissenschaft vielleicht zu wie mit dem „Mann ohne Eigenschaften“ Robert Musils? Ist Kulturwissenschaft womöglich – oder zum Glück? – ein Fach ohne Eigenschaften, das heißt auch: mit allen Eigenschaften? Wenn das so wäre, dann ist

sie jedenfalls ein Risiko-Fach, das das ‚Gefährlich Leben‘ Nietzsches realisieren würde. Sehr beweglich, aufnahmefähig, mobil, grenzgängerisch, gewissermaßen wildernd (in Nachbars Gärten), darum aber auch Objekt von Ärgernissen, von Rache (wegen ihres Erfolges) oder von Einsparungen (weil es den Wissenschaftsverwaltern schwer zu erklären ist, warum es sie gegenüber so selbstverständlich scheinenden Fächern wie Geschichte, Romanistik, Philosophie oder Pädagogik geben muss). Für die Kulturwissenschaft als Fach besteht also eine schwierige Legitimationslage. Wenn man sie als Fach vertreten will, muss man besondere Handicaps hinnehmen, was ihre schwache Definiertheit angeht; man muss ihre so unübersehbar vielen Überschneidungen mit anderen Fächern akzeptieren – und zugleich muss man verteidigen, dass sie kein Fach wie andere ist; man muss demonstrieren können, dass dasjenige, was ihre Schwächen ausmacht, zugleich ihre Stärken sind, dass ihr Risiko zugleich das ist, was den eigentümlichen Reiz und die Lust der Kulturwissenschaft ausmacht. Und schließlich: man muss damit leben, dass ihre scheinbar schlechte Situiertheit im Konzert der Fächer der philosophischen Disziplinen genau ihr richtiger Ort ist.

Am Anfang – gerade weil Kulturwissenschaft so schlecht definiert ist – will ich mich mit einigen grundlegenden Begriffsbestimmungen beschäftigen; daraus soll die Definition dessen hervorgehen, was ich „transformative Kulturwissenschaft“ nenne. Hierbei rekurriere ich besonders auf Erfahrungen im Vorfeld des Berliner Sonderforschungsbereichs 644 „Transformationen der Antike“¹. Daraus wird auch hervorgehen, dass Kulturwissenschaft sich in einem Rahmen europäischer Kulturgeschichte bewegt; sie ist gut beraten, zu ihren vielen Fragestellungen und Gegenstandsfeldern nicht auch noch kulturkomparatistische Dimensionen aufzunehmen. Sodann werde ich, als eine unter weiteren Optionen, einen eigenen Typ von Kulturwissenschaft vorstellen, den ich „kulturwissenschaftliche Netzwerkanalyse“ nenne. Andere grundlegende Arbeitsfelder der Kulturwissenschaft wie z.B. die Historische Anthropologie, *gender studies*, Medienkulturwissenschaft, kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung werden hier nicht behandelt².

¹ Vgl. <http://www.sfb-antike.de/> – Ferner verdanke ich dem SFB 447 „Kulturen des Performativen“ viele Anregungen (<http://www.sfb-performativ.de/>).

² Vgl. dazu Böhme, Hartmut, Matussek, Peter und Müller, Lothar, *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*, Reinbek bei Hamburg 2000, 2. Auflage 2002, S. 108-202. Ferner: Göring, Reinhold, „Medienkulturwissenschaft – Zur Aktualität eines interdisziplinären Faches“, in: *Jahrbuch der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf* 2004, S. 279-292. Vgl. ferner in Düsseldorf den Studiengang „Medienkulturanalyse“: <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/mka/> – Ferner: Pias, Claus, Vogl, Joseph, Engell, Lorenz, Fahle, Oliver und Neitzel, Britta (Hg.), *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*, 2. Auflage Stuttgart 2000.

I. Transformative Kulturwissenschaft

Kulturwissenschaft – das ist evident – beschäftigt sich mit Kultur. Was aber ist Kultur? Ich gebe eine nicht gerade eingängige, aber halbwegs robuste Definition: Unter *Kultur* wird das in sich plurale (ebenso integrale wie konflikthafte) und historisch dynamische Ensemble symbolischer Ordnungen und materieller Praktiken verstanden, das eine Gesellschaft zu ihrer Selbstpositionierung im Zusammenhang ihrer Geschichte und im Kontext anderer Gesellschaften zum Zweck ihrer normativen (werthafte, moralischen), kognitiven und politischen Orientierung ‚konstruiert‘, ‚aushandelt‘ und mit Verbindlichkeit versieht. Davon wird die Ebene jenes Systems von Arbeiten und Techniken unterschieden, mit denen eine Gesellschaft den zu ihrer Reproduktion und Entwicklung notwendigen Stoffwechsel mit Natur organisiert (Technik-Ebene 1). In einem weiteren Sinn umfasst Kultur – der Etymologie von *colere, agricultura, colonia* folgend – allerdings auch die Ebene des primären technischen Stoffwechsels mit Natur³.

Die materielle und praktische Ebene von Kultur ist in Praktiken und Objekten (Objektivationen) sedimentiert. Objekte sind z.B. Bücher, Kleidung, Gebäude, aber auch Rituale (transpersonale, standardisierte Handlungssequenzen) – also kulturelle Artefakte aller Art. Praktiken sind dagegen die an den Artefakten ‚klebenden‘, aktualisierenden Vollzüge, also hier: Lesen, ein Haus bewohnen, sich modisch ausstatten und inszenieren, oder die Umsetzung des Skripts eines Rituals in seine Performanz⁴. Auch alle kulturellen Praktiken und Objektivationen im engeren Sinn setzen *Kulturtechniken* voraus oder enthalten sie, etwa in dem Sinn, wie man von der technischen Fertigkeit eines Musikers, dem Können eines Kupferstechers, den zur Wissenserzeugung vorausgesetzten Fertigkeiten, der Technik eines Schauspielers, von Lesetechnik etc. spricht. Auch *Stile*, wie etwa der Wohn- und Lebensstil einer Person oder Gruppe, der kognitive Stil einer Wissenschaft (Ludwig Fleck⁵), der Stil des Barock können als Kulturtechniken verstanden werden, insofern sie aus Bündeln von gelernten Kompetenzen, Regeln, ‚Physiognomien‘ und Verfahren bestehen. Im engeren Sinn aber sind die technischen *Vermögen* und materialen *Prozesse* gemeint, die erfordert sind, um die *Systeme* visueller, auditiver, skripturaler oder numerischer *Repräsentationen* bzw. deren multimediale In-

³ Vgl. Böhme, Hartmut, „Vom Cultus zur Kultur(wissenschaft). Zur historischen Semantik des Kulturbegriffs“, in: Glaser, Renate und Luserke, Matthias (Hg.), *Literaturwissenschaft – Kulturwissenschaft. Positionen, Themen, Perspektiven*, Opladen 1996, S. 48-69. – Zu Fundierung aller Kultur in primären Techniken vgl. Leroi-Gourhan, André, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst*, Frankfurt am Main 1980 (frz. zuerst *La geste et la parole*, Bd 1: *Technique et language*, Paris 1964, Bd 2: *La mémoire et les rythmes*, Paris 1965).

⁴ Vgl. dazu den kulturwissenschaftlichen SFB 619 „Ritualdynamik“ (<http://www.ritualdynamik.uni-hd.de/>).

⁵ Fleck, Ludwig, *Die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Frankfurt am Main 1991.

tegration ausdifferenzieren. Solche Vermögen/Kompetenzen differenzieren kulturelle Subsysteme aus, Systeme aber differenzieren umgekehrt auch Kompetenzen aus. Daraus – aus diesen Kulturtechniken – gehen die stets auf Medientechniken gestützten kulturellen Artefakte hervor (dies nennen wir die Technik-Ebene 2). Diese im eigentlichen Sinn kulturtechnische Ebene wird in der Kulturwissenschaft systematisch berücksichtigt, insofern sie die mediale Konstitution ihrer Gegenstände ausdrücklich mit zum Thema macht. Kulturwissenschaft behandelt die materiellen und medialen, die semantischen wie epistemischen *Verfahren* der Herstellung von ‚Sinn‘ als Kulturtechniken.

Dadurch rückt die kulturelle Generierung von ‚Wissen‘ und die Generierung der Kultur durch Wissen ins Zentrum der Kulturwissenschaft. Diese ist in allen ihren Arbeitsfeldern immer auch die Analyse der Wissenskulturen, welche den kulturellen Artefakten und Vollzügen zugrunde liegen. Was aber ist hier mit ‚Wissen‘ gemeint?

Wissen bezeichnet sowohl das in Praktiken eingewachsene (*tacit knowledge*) wie das explizierte Wissen. Letzteres differenziert sich wiederum in zwei Ebenen aus, nach den Mustern: ‚Ich weiß, was ich kann‘ und ‚Ich weiß die Regeln, nach den Wissen erzeugt, gespeichert, kumuliert, distribuiert und tradiert werden kann‘. Unterschieden wird also das in die Lebenswelt und kulturelle Praktiken versenkte Wissen; das ‚als Wissen‘ hervorgehobene Wissen von etwas; sowie das ‚Wissen des Wissens‘. Zu letzterem wird ästhetisches und weisheitliches Wissen (Reflexionswissen im weiten Sinn) ausdrücklich hinzugezählt. Mit dieser Stufung folgt man durchaus einem antiken Modell: *techné, epistémé, sophía*. Die Reflexivität, Kontrollierbarkeit, gezielte Veränderbarkeit, Evolution und Intersubjektivität nehmen dabei interkonkretiv zu: Kontrolle ist nicht dasselbe wie Intersubjektivität; aber wächst das eine, wächst das andere mit. So sind auch Reflexivität und Evolution verschieden; doch mit zunehmender Reflexivität stabilisiert sich die Chance, Wissen evolutiv ausdifferenzieren und zu kumulieren (trotz Paradigma-Krisen, epistemischen Brüchen etc.).

Daraus ist als erste Schlussfolgerung festzuhalten: alle Kulturen sind Wissenskulturen (schon bei den Jägern und Sammlern), allerdings wird die dritte Stufe des Wissens – als ‚Beobachtung der Beobachtung‘ (N. Luhmann) – erst seit Entstehung der griechischen Philosophie und Wissenschaft und dann systematisch mit der Entstehung der neuzeitlichen und modernen Wissenschaften ausdifferenziert. Insofern wird zwischen *Wissenskulturen* und *Wissenschaftskulturen* unterschieden. Wie erstere zu letzteren werden, welche Transformationen und Transfers dabei eintreten, welche Gewinne und Verluste erzielt und welche gesellschaftlichen, kognitiven, medialen und künstlerisch-literarischen Voraussetzung dazu eingelöst sein müssen, ist ein wesentliches Untersuchungsziel der Kulturwissenschaft. Denn die *Ordnung des Wissens* (M. Foucault), die von der Kulturwissenschaft auf ihrem jeweiligen Feld untersucht wird, bezieht sich auf diesen epochalen Übergang zur Wissenschaftskultur seit dem Mittelalter und dann auf deren Ausdifferenzierung in Disziplinen

(also auf das heutige System der Wissenschaften in Differenz zu den übrigen Provinzen des Wissens). Dabei wird die Genese, die Institutionalisierung von Wissen und Wissensdisziplinen und die dabei erfolgende Entstehung neuer Wissensebenen bis hin zu Moderne verfolgt. Diese Untersuchung erfolgt freilich nicht allgemein wissenschaftshistorisch, sondern unter der einerseits weiteren, andererseits engeren Fragestellung, inwieweit dabei die Traditionen und Rezeptionen der antiken Kulturen konstitutiv waren (engerer Gesichtspunkt) und welche Rolle dabei nicht- oder protowissenschaftliche Wissenskulturen (Literatur, bildende Kunst, Sammlungen; Handwerker, Ingenieure, Virtuosi, Liebhaber: weiterer Gesichtspunkt) spielten. Dieses weitgefaste Wissenskonzept erlaubt es, gerade auch die produktiven Transformationen, welche von Literatur und Kunst geleistet werden, als Wissensformen *sui generis* zu rekonstruieren und dabei die konstitutive Rolle, die die Künste, aber auch die kulturellen Übersetzungs- und Transformationsprozesse, in der Herausbildung von Wissen(schaft)skulturen gespielt haben, teils genauer, teils umfassender als in der Wissenschaftsgeschichte zu analysieren. Umgekehrt werden in solchen Rekonstruktionen von Wissenskulturen nicht nur die semantischen Gehalte, sondern gerade auch die performativen Inszenierungen und Darstellungsformen des Wissens untersucht, so dass in den kunstbezogenen die Wissensgenerierenden und in den mehr wissenschaftshistorischen Projekten der Kulturwissenschaft die ‚ästhetischen‘ Dimensionen zum Tragen kommen.

Sind somit ‚Kultur‘, ‚Kulturtechniken‘ und ‚Wissen‘ bestimmt, so ist hinsichtlich des ersten Begriffs nunmehr eine wesentliche Modifikation vorzunehmen: Wenn Kultur immer ein Effekt von Wissen und Wissenspraktiken ist, so ist das, was wir ‚als‘ Kultur bezeichnen (die steinzeitliche, die antike, die frühneuzeitliche Kultur) immer eine Konstruktion. Was also sind – so ist als nächstes zu fragen – *Kulturkonstruktionen*? Nehmen wir ein Beispiel. Mittelalterliche, neuzeitliche, moderne Künstler, Literaten, Antiquare, Philologen, Philosophen, Sammler, Gelehrte, Schauspieler entwickeln in Übernahme, Transformation, Kritik, Entgegensetzung zu Bildern und Konzepten antiker Kulturen Interpretationen (Konstrukte) ihrer eigenen Kultur. Neben dem jüdisch-christlichen ist das antike Erbe *der* entscheidende Gegenhalt für alle kulturellen Selbst- und Fremddefinitionen/-entwürfe vom Mittelalter bis zur Moderne (dies gilt jedenfalls für Europa). In der historischen Ausrichtung der Kulturwissenschaft geht es also um die historischen Figurationen dieser grundlegenden Spannung: die kulturelle Selbstartikulation einer Epoche erfolgt stets im Medium einer vergangenen Fremden, noch in der Entgegensetzung vorbildlichen Kultur. Doch diese Anciennitätskultur wird dabei selbst erst konstruiert und zum Objekt des Wissens. Um im Beispielfeld zu bleiben: jede kulturelle Transformation enthält immer zwei Pole: die ästhetische, wissenschaftliche, normative Konstruktion der ‚Antike‘ und darin immer zugleich die kulturelle Selbstartikulation derjenigen, die diese ‚Antike‘ konstruieren. Dies gilt ähnlich auch für die Transformation der mittelalterlichen in die frühneuzeitliche, oder der barocken in die aufklärerische Kultur. Was hier ‚Kon-

struktionen' genannt wird, ist für die jeweils zeitgenössischen Künstler, Antiquare, Gelehrte, Wissenschaftler, Autoren etc. allerdings eher das, was heute als ‚essentialistische Interpretation' gilt. Darum wird kulturhistorische Arbeit stets auf eine sorgfältige Beachtung des Unterschieds der ‚Sprache der Quellen' und der ‚Sprache der Quellenanalytiker' wertlegen. Eine solche Spannung aber besteht bereits zwischen den antiken Quellen, Relikten und Kunstwerken einerseits und den mittelalterlichen, frühneuzeitlichen und modernen Diskursen und künstlerischen Adaptionen der Antike andererseits, ja, selbst zwischen der griechischen Kultur und jenen Kulturen, die sie als ihre Vorbilder oder Vorläufer konstruiert hat, also die ägyptische und die vorderorientalischen Kulturen (*ex oriente lux*). Kulturen konstruieren sich immer über Differenzen zu räumlich koexistenten oder zeitlich vorausgegangen anderen Kulturen, die dabei selbst erst ‚erfunden' bzw. konstruiert werden.

Dieser reflektiert konstruktivistische Ansatz der Kulturwissenschaft meint dabei durchaus nicht, dass man es nur mit historisch kontingenten Entwürfen früherer fremder und gegenwärtiger eigener Kultur zu tun hätte. Die Abfolge von ‚Konstruktionen' bildet nicht eine heterogene Reihe von Paradigma-Wechseln ohne inneren Zusammenhang oder einen bloßen Fächer von gleichmöglichen Modell-Optionen, die historisch abgearbeitet und ausdifferenziert würden. ‚Kulturkonstruktionen' meint vielmehr zweierlei: zum einen stellen sie selbst ästhetische oder kognitive Komplexe dar, die aus einer Vielzahl kultureller Praktiken hervorgehen und in diese zurückwirken. Darum sind, zum zweiten, ‚Kulturkonstruktionen' energiegesättigte, symbolische Gebilde mit hoher performativer Potentialität: sie erzeugen in gewisser Hinsicht das Objekt, welches sie erkennen, und indem sie dies tun, modellieren sie als historische Macht eben die Wirklichkeit, aus der sie stammen. ‚Konstruktionen' sind deswegen mehr als eine bloß mentale, semantisch gehaltvolle Architektur, sondern sie sind zugleich eine weltbilderzeugende und wirklichkeitsmodellierende Kraft. So entstehen beispielsweise im Zeichen der Antike-Rezeption neue kulturelle Institutionen wie Akademien, Sammlungen, Museen, Bibliotheken, neue ästhetische und intellektuelle Formationen und Leitbilder, neue Eliten; es werden auch neue Medien zum Zweck der Diffundierung antiker Formen und antiken Wissens benutzt: diese Neuerungen insgesamt werden selbst wieder zu wirkungsvollen Zentren des Übergangs von stratifikatorischen zu funktional ausdifferenzierten Wissens-Gesellschaften, die ihre Reflexionspotentiale und Orientierungssysteme nur in der Form angelegener Transformation der Antike (und weiterer Vorvergangenheiten) gewinnen können. In diesem Sinn vollzieht die Kulturwissenschaft den sogenannten *performative turn* mit⁶.

⁶ Vgl. das Themenheft von Fischer-Lichte, Erika und Wulf, Christoph (Hg.), *Theorien des Performativen, Paragrana*, Bd. 10 (2001). – Fischer-Lichte, Erika, *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt am Main 2004.

Die Abfolge der ‚Kulturkonstruktionen' von der Antike über Mittelalter und Frühneuzeit bis zur Moderne heißt zudem nicht, dass es in diesem Prozess nicht auch Entwicklungslogiken und Fortschritte gibt. Die Szientifizierung einerseits und die Ästhetisierung der Antike andererseits sind langfristige Prozesse, in denen Verfahren der Wissenserzeugung optimiert, reflexive und methodische Kontrolle ausdifferenziert, ästhetische Verfahren und mediale Darstellungs- und Speichertechniken sowohl vervielfältigt, verbessert und komplexer werden. Auch wenn dabei ein lineares Fortschrittsmodell nicht mehr ohne weiteres zur Anwendung kommen kann, so muss doch stets gefragt werden, ob und wie im Wechsel der stets zeitgebundenen Antike-Konstruktionen sich ein Prozess der Ausdifferenzierung abzeichnet, der für die Entstehung der wissenschaftlichen wie ästhetisch-kulturellen Moderne die Antike unverzichtbar sein lässt, während umgekehrt diese Antike unwiderruflich zum Objekt von Verwissenschaftlichung und Ästhetisierung gemacht wird.

Mehrfach ist das Wort *Transformation* gefallen. Es ist als Begriff unterbestimmter als ‚Kulturkonstruktion', aber für das Modell historischer Kulturwissenschaft zentral. Transformation soll als der Oberbegriff gefasst werden, der vor allem die langwellige, aber auch raptische Prozessualität kultureller Evolution beschreibt. Transformation steht in enger Korrespondenz zu verwandten Konzepten wie denen der Rezeption, der Wirkungsgeschichte, des Nachlebens, der Metamorphose, der dynamischen Morphologie, des Paradigmenwechsels etc. Kulturwissenschaft in diesem Zeichen will dabei nicht eine Art transformationelle Systemtheorie sein, was heißen würde, Transformationsprozesse als von Menschen unabhängige Systemverschiebungen zu rekonstruieren. Sondern teils in Ergänzung solcher Ansätze, teils im Gegensatz zu ihnen geht es um Transformationen, die durch Diskurs- und Wissenspraktiken von Einzelnen, Gruppen, Eliten, Kollektive vermittelt sind, also im weitesten Sinn durch Rezeptionsprozesse.

Seit Mitte der 60er Jahre existiert eine gut entwickelte Theoriediskussion über Wirkungsgeschichte und Rezeptionsästhetik. Sie nahm ihren Ausgang in Kritik der formalanalytischen, inhaltshermeneutischen und strukturalistischen Werkästhetik einerseits wie der Produktionsästhetik andererseits⁷. Rezeptionsprozesse in die Aufmerksamkeit zu rücken hieß, die ontologische Geschlossenheit von Artefakten und das Arkanum schöpferischer Subjektivität, die sich letztbegründend im finiten Werk objektiviert, aufzubrechen. Einerseits wurde der Autor bzw. Künstler in ein Bündel textueller bzw. ästhetischer Funktionen zerlegt oder als Relais im Netz sozialer, ökonomischer, literarischer und künstlerischer *Agencies* verortet, andererseits verstand die Rezeptionsästhetik das Werk als Ermöglichungsbedingung von Kommunikation, die

⁷ Den Ausgang bildete Hans Robert Jauß mit seiner bahnbrechenden Konstanzer Antrittsvorlesung *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* (1967), Frankfurt am Main 1970.

ihrerseits jenes erst in intersubjektiven und signifikatorischen Akten ‚zum Leben erweckt‘.

Diese Ansätze müssen hier nicht wiederholt werden. Betont werden soll aber, dass hier nicht die Position vertreten wird, die ‚Rezeption‘ mit der kognitiven Geltungsüberprüfung überlieferter Wissensbestände gleichsetzt. Rezeption wird als schöpferische Produktion, als Übersetzung, Transfer und Transformation von Überlieferungen verstanden, die für die Ausbildung des neuzeitlichen Wissenschafts- und Kunstsystems sowie für die kulturelle und politische Selbstpositionierung der europäischen Gesellschaften eine fundierende Rolle gespielt hat und noch immer spielt.

Entscheidend ist nun die gegenüber der Rezeptionstheorie vollzogene kulturtheoretische Weiterung: jedwedes kulturelle Artefakt der Vergangenheit wie Gegenwart ist zwar einerseits in seiner Materialität durch eine charakteristische Widerständigkeit und Fremdheit ‚operativ geschlossen‘, doch andererseits durch seine formale und semantische Offenheit und Transformationalität anschlussfähig für Kommunikation artikuliert. Diese Funktionen verwandeln ihrerseits das Artefakt zum Medium von Aushandlungen, Verständigungsprozessen, Rhetoriken und Argumentationen, ja auch von ‚Aufführungen‘, in denen sich individuelle oder kollektive Subjekte selbstidentifikatorisch zur Darstellung bringen. Dieser wechselwirkende Verflechtungszusammenhang von Artefakt und Rezeption ist der Einsatzpunkt des Transformations-Konzepts. Transformation als Prozess enthält sowohl temporalisierende wie topologische (translationierende, diffundierende), sowohl formale wie semantische, sowohl strukturelle wie emergente, sowohl synkretistische wie kathartische Aspekte. Transformation kann darstellender Vollzug (*performance*) wie kognitive Konstruktion sein, Einverleibung (Internalisierung) wie Verkörperung (Materialisierung), Schöpfung wie Zerstörung, Wiederholung von ‚selbstverständlicher Geltung‘ wie unvorhersehbare Emergenz von Neuem. Transformation kann durch anverwandelte Mimesis intime Nähe ebenso herstellen wie Respekt gebietende Ferne durch idealisierende Demut. In ihr figurieren Rezeptionsobjekte als Medien kulturellen Lernens oder als ‚epistemische Dinge‘ genauso wie als rituelle Form von normativen Einschreibungen. Transformation ist ferner ebenso durch Rekursivität wie durch Erfindung charakterisiert; sie operiert oft intentional, bewusst, konzeptuell und regelgeleitet, oft aber auch ereignishaft, automatisiert, ‚essayistisch‘, kontingent. In letzteren Fällen können Aussagen über implizite Absichten, Regeln und Ziele von Transformationen erst *post festum* getroffen werden. Kultur als prozessualer Aushandlungszusammenhang über Werte, Normen, Stile, Lebensformen, Kognitionen funktioniert wesentlich nur über räumlich-dissipative wie zeitlich-verbundene Transformationen vergangener oder entfernter Artefakte im Selbstverständigungskontext einer je zeitgenössischen Gesellschaft. Immer ist dasjenige Objekt, das transformiert wird, auch dasjenige, das das transformierende Subjekt transformiert. Diese Doppelpoligkeit, die in ihrer historischen

Erscheinung außerordentlich vielgestaltig ist, gilt es, auf allen Untersuchungsebenen der Kulturwissenschaft zu beachten.

Auch die autopoietische Struktur kultureller Systeme zeigt sich wesentlich an dem zentralen Mechanismus der Transformation. So ist beispielsweise die Antike im Verhältnis zu den Nachfolge-Kulturen geradezu ein klassischer Beleg dafür, dass Kulturen zu ihrer Reproduktion der fortgesetzten Erzeugung und Erneuerung jener Elemente bedürfen, die für sie konstitutiv sind. Durch ständige Differenzerzeugung gewinnen sie jenes Andere ihrer selbst, durch das sie allenfalls Identität erlangen. Ein Ziel der Kulturwissenschaft ist es dabei, Regeln und Typen von Transformationsprozessen zu erarbeiten: dabei sind Aspekte der Genese, der Re-Kombination, der institutionellen Situierung, der raum- und zeitstrukturierenden Modalitäten, der inneren Strukturierung, Komponierung und der Finalisierung von kulturellen Transformationen zu berücksichtigen.

Aufgrund der schwierigen semantischen Abgrenzung des Transformationskonzepts empfiehlt sich vorderhand eine strukturell-formale Bestimmung. Grundsätzlich ist jede Transformation durch einen Ausgangsbereich und einen Zielbereich gekennzeichnet. Aus dem Ausgangsbereich wird eine kulturelle Leistung bzw. ein Konglomerat von Leistungen selektiert, wobei diese Selektion bereits eine Konstruktion darstellt. Innerhalb des Zielbereichs bildet eine selbst wiederum selektierte kulturelle Entwicklung oder Leistung den Rahmen transformationeller Akte: So bildet z.B. die frühneuzeitliche Vakuumforschung den Rahmen für die Wiederentdeckung des antiken Atomismus, oder das moderne Theater bildet den Rahmen für die griechische Tragödie. Weder die Vakuumforschung noch das moderne Theater sind der authentische Ort für den antiken Atomismus bzw. die griechische Tragödie (in diesem Sinn gibt es keine Wiederholung oder Wiederkehr), sondern sie stellen das wissenschaftliche Feld bzw. den völlig veränderten institutionellen Rahmen dar, innerhalb dessen ein Segment antiker Kultur an neuzeitliche Voraussetzungen angeschlossen und resemantisiert werden kann. Transformationen erzeugen dabei sowohl Veränderungen des Ausgangsbereichs wie des Zielbereichs bzw. des aus diesen selektierten engeren Gegenstandsfeldes. Sie führen dadurch zu ‚Neuem‘ im doppelten Sinn, nämlich zu Neufigurationen sowohl innerhalb der Referenz- wie innerhalb der Zielkultur. Dabei sind Transformationen grundsätzlich als Handlungen von Agenten bzw. kollektiven Agenten zu rekonstruieren. In der *post-festum*-Erklärung von Transformationsprozessen sind sowohl Gemeinsamkeiten und Kontinuitäten zwischen den selektierten Feldern der Ausgangs- wie der Zielkultur, aber auch die wesentlichen Unterschiede zu identifizieren. In der Kulturgeschichte stehen dabei insbesondere Erklärungen für veränderte bzw. neue Selbst- und Objektkonstruktionen der Zielkultur durch die Adaption kultureller Leistungen bzw. der Konglomerate von Leistungen der Ausgangskultur im Vordergrund. Die Pointe besteht indes gerade darin, dass solche Veränderungen der Zielkultur durch Transformationen von

Leistungen der Ausgangskultur zugleich und stets auch Veränderungen im Kernbestand des zu transformierenden Gegenstandsfeldes erzeugen.

Transformation heißt allgemein, dass einerseits etwas ‚Neues‘ entsteht und andererseits dieses Neue in Kontinuität zu etwas ‚Altem‘ steht, das durch das emergierte Neue wesentlich neukonstruiert wird. ‚Input‘ und ‚Output‘ von Transformation sind deswegen nicht als fixe Entitäten (und auch nicht als durch eine ‚Einbahnstraße‘ verbunden) zu verstehen. ‚Input‘ und ‚Output‘ sind vielmehr die im Transformationsprozess sich selbst wechselseitig hervorbringenden, performativen Elemente, für die auch die jeweils gewählten Kontextbedingungen und Situierungen der Eingangs- wie Zielkultur konstitutiv sind. Transformation ist stets als Prozess wie als Resultat aufzufassen. Beides erhellt sich gegenseitig. Von der Untersuchung des Prozesses können Rückschlüsse auf das Resultat, von der Untersuchung des Resultats Rückschlüsse auf den Prozess gezogen werden. Vom Transformationsbegriff her verbietet sich also jede Interpretation von Vorläuferkulturen derart, als könne man davon ausgehen, dass es konstante Entitäten gäbe, die etwa vom alten Ägypten bis heute gleichsam ‚durchgereicht‘ würden. Vielmehr unterliegt der Gegenstand der Transformation einer permanenten Veränderung. Dies schließt ein, dass es unmittelbare Rückgriffe auf oder Wiederholungen von historischen Leistungen nicht gibt, sondern dass man es stets mit Transformationen von Transformationen zu tun hat. In diesem Sinn unterscheidet sich Transformation kategorial von Nachbarbegriffen wie Konservierung, Transmission, Modifikation, Wirkung, Nachleben, Erbe, Rezeption oder Interpretation, wobei besonders die beiden letztgenannten Begriffe für die Ausarbeitung des Transformationskonzepts wichtig bleiben.

Ein besonderes Problem stellt dabei die Frage nach der Legitimität bzw. der Geltungsansprüche von Transformationen dar. Es scheint so, als erübrige der Begriff der Transformation denjenigen der Legitimität. Dies ist einerseits richtig: Wenn sich aus der Adaption historischer Leistungen ein schöpferisches Potential ergibt, dann ist verglichen mit diesem Potential die Frage, ob damit die Intentionen der historischen Vorbilder getroffen werden oder nicht, gleichgültig. Auch erscheint der Versuch, ein Transformationsprodukt mit dem historischen Original selbst zu vergleichen und dieses als Maßstab zu gebrauchen, methodisch naiv. Vielmehr ist davon auszugehen, dass es stets verschiedene Konstruktionen der historischen Vorbilder sind, die miteinander verglichen werden. Andererseits erübrigt sich der Legitimitätsbegriff nicht. Die Betrachtung transformativer Kulturkonstruktionen hebt nicht jeden Sinn von Geltung und Legitimität aus: Wenn ein bestimmter kultureller Bestand in der Ausgangskultur akzeptiert und legitimiert war aufgrund von Rahmenbedingungen, die in der Zielkultur nicht mehr gegeben sind, so kann die Implementierung eines solchen Bestandes im Zielbereich sich nicht einfach auf die Bedingungen des Ausgangsbereichs berufen. In diesem Sinn können Implementierungsbemühungen auch als illegitim erwiesen werden, sofern im Ziel-

bereich kein Substitut für die Rechtfertigungsbedingungen des Ausgangsbereichs nachgewiesen wird.

II. Kulturwissenschaft als Netzwerk-Analyse

Als ein zweites Modell für eine ebenso systematisch wie historisch arbeitende Kulturwissenschaft soll hier die Netzwerk-Analyse vorgestellt werden⁸. Kulturwissenschaftliche Netzwerk-Analyse unterscheidet sich dabei ebenso von der sozialwissenschaftlichen⁹ *actor network analysis* wie von der medienwissenschaftlichen, teils empirischen, teils theoretischen Erfassung des neuesten Netzwerk-Typs, der nach nur fünfzehn Jahren rasanten Wachstums zum beherrschenden Muster von Kultur, Gesellschaft und Ökonomie geworden ist: dem Internet¹⁰. Kulturwissenschaft geht vielmehr davon aus, dass Netzwerk-Bildung schon seit den stammesgeschichtlichen Sozietäten an eine fundamentale Kulturtechnik¹¹ ist, die der Ausdifferenzierung von Bild, Schrift und Zahl historisch weit vorausgeht (das Wegenetz der urzeitlichen Jäger; die Songlines der Aborigines). Natürlich handelt es sich dabei nicht um eine strategische Systemtechnik, Netzwerke sind noch nicht reflexiv und weisen, wissenschaftlich, noch den Status des *tacit knowledge* auf. Es geht also vor allem um die *Geschichte* von Netzwerken als Kulturtechnik.

Eine *historische* Kulturwissenschaft versteht ihre Rolle indes vor allem darin, die langwellige Entstehung europäischer Kulturen bzw. des europäischen Kulturtyps, aber auch seines Zugs zur Globalisierung zu untersuchen. Dabei gehen sie davon aus, dass ‚Europa‘ in verschiedenen Formen, Semantiken und kulturellen Prozessen historisch längst realisiert war (teilweise aber wieder untergegangen ist). Das sogenannte lateinische Mittelalter ist eine Form transregionaler Europäisierung von religiösen, politischen, sozialen und kulturellen, aber auch wissenschaftlichen und künstlerischen Prozessen, die miteinander in vitaler Wechselwirkung und dichter Vernetzung standen. Von der frühen Neuzeit an bildet sich ein neuartiges, europäisch funktionierendes Netz der Wissenschaften und der Medien aus. Die Entstehung der modernen (National-)Staaten ist mit einer binneneuropäischen politischen Verflechtung und Konkurrenz ebenso verbunden wie mit der imperialen Ausweitung europäi-

⁸ Einen Ansatz auf Grundlage Cassirers bietet Bösch, Michael, *Das Netz der Kultur. Der Systembegriff in der Kulturphilosophie Ernst Cassirers*, Würzburg 2004.

⁹ Vgl. z.B. Weyer, Johannes u.a. (Hg.), *Technik, die Gesellschaft schafft. Soziale Netzwerke als Ort der Technikgenese*, Berlin 1997. – Castells, Manuel, *Das Informationszeitalter*, Bd. 1: *Die Netzwerkgesellschaft*, Leverkusen 2000.

¹⁰ Vgl. z.B. Faßler, Manfred, *Cyber-Moderne. Medienevolution, globale Netzwerke und die Künste der Kommunikation*, Wien/New York 1999. – Schröter, Jens, *Das Netz und die Virtuelle Realität. Zur Selbstprogrammierung der Gesellschaft durch die universelle Maschine*, Bielefeld 2004.

¹¹ Vgl. Barkhoff, Jürgen, Böhme, Hartmut und Riou, Jeanne (Hg.), *Netzwerke. Eine Kulturtechnik der Moderne*, Köln 2004.

scher Kulturformen im globalen Maßstab. In den Künsten, den Wissenschaften, der Aufklärung und neuen sozialen Bewegungen entstehen, teilweise im Schutz, teilweise in Opposition zur staatlichen Macht, transnationale Geflechte der Kommunikation und des Austauschs, die von europäischen Ideen inspiriert sind. Insbesondere erweisen sich die Künste und die Techniken als Motoren übernationaler, ‚europäischer‘ Praktiken und kultureller Leitbilder. In dieser *longue durée* wird eine kulturwissenschaftliche Netzwerk-Analyse zu situieren sein.

Kulturhistorische Netzwerk-Forschung unterscheidet sich ferner von der wissenschaftshistorischen und politischen Variante der *actor network analysis*, wie sie Bruno Latour entwickelt hat. Was 1991 in *Nous n'avons jamais été modernes* knapp gesagt war, wird in *Politiques de la nature* von 1999 zur enthusiastischen Propagierung einer neuen *Politik*, die weder konservativ noch sozialistisch, weder grün-ökologisch noch syndikalistisch, weder aktionistisch noch institutionalistisch sein will, sondern fundamental¹². Alle herkömmlichen Politikformen werden zersetzt, insofern sie der falschen Moderne zugehören mit ihren strikten Disjunktionen zwischen Gesellschaft und Natur, zwischen Normen und Tatsachen. In der neuen, der politischen Ökologie sollen „weder die Natur noch die Menschen, sondern gut artikulierte Wesen, Assoziationen von Menschen und nicht-menschlichen Wesen, gut gebildete Propositionen“ entscheiden¹³. Die Rede ist von einem Pluriversum aus allen Entitäten, die zum Sprechen gebracht werden sollen, von einer „experimentellen Metaphysik“ und „neuen Gewaltenteilung“ zwischen Natur und Kultur (keine Seite ist mehr die Geisel der anderen), von einer Republik der öffentlichen Dinge, vom Ende des Wissenschaftskrieges usw. Latour wird zu einem Botschafter einer utopischen Gesellschaft. Dem muss man nicht folgen. Das ändert nichts an Nachweis und Evidenz von Befunden, mit denen Latour im Rahmen seiner *actor network theory* und in wissenschaftshistorischen Analysen gezeigt hat, dass komplexe Netzwerke nur unter Voraussetzung der *agency* nicht-menschlicher Entitäten funktionieren können¹⁴. Es ist nicht nur möglich, son-

dern notwendig, die sprachlosen Objekte als Agenturen in soziale Systeme aufzunehmen¹⁵.

Von Latour kann neben diesem letzten Gedanken, wonach Netze die nicht-humanen Entitäten als *agencies* enthalten können, auch zu übernehmen, dass sich *sub specie* des Netzwerks der traditionelle Gegensatz von Natur und Kultur auflöst. Denn die Evolution der biologischen Netze zeigt, dass es kein kulturelles Privileg ist, Netzwerke zu bilden, sondern dass im Gegenteil die kulturellen und technischen Netze möglicherweise eine kulturelle Transformation der in der gesamten organischen Natur vorfindlichen Netzwerkbildung zu verstehen ist. Kulturwissenschaft wird darum den Zusammenhang wie die Differenz zwischen der biologischen Evolution und der kulturellen Geschichte von Netzen mitbehandeln. Netze sind immer Netzwerke, unabhängig davon, ob sie von Bakterien, Ameisen, von Nachbarschaften oder Informatikern, vom Immunsystem¹⁶ oder von der Post hergestellt werden. ‚Vernetzen‘ ist ein basaler *modus operandi* von Natur wie von Kultur. Wenn Kant vorsichtig von einer „Technik der Natur“ (KdU B 56) spricht, so findet dies vor allem Anwendung auf das ebenso natürliche wie artifizielle Produzieren von Netzen. Nur was vernetzt ist, ist überlebensfähig und produktiv, in Natur wie Gesellschaft, vom Einzeller bis zum Computer. Von da aus ergibt sich im ersten Schritt als begriffliche Definition von Netzen: *Netze sind biologische oder anthropogen artifizielle Organisationsformen zur Produktion, Distribution, Kommunikation von materiellen oder symbolischen Objekten.*

Netze haben extrem verschiedene räumliche und zeitliche Extensionen. Schon die einzelne Zelle ist intern vernetzt und steht zugleich in einem konnektiven System mit anderen Zellen, mit Organen, mit dem Organismus. Der Organismus ist kommunikativ wie metabolistisch mit verschiedenen biophysikalischen Netzen der Umwelt verbunden. ‚Vernetzungstechnik‘ scheint ein Grundmechanismus des Lebendigen zu sein. Ihre temporale Extension kann im Fall der Erde ca. vier Milliarden Jahre umfassen; Bakterien-Netze können es ohne weiteres auf hunderte von Millionen Jahren bringen; das Internet existiert gut zehn Jahre. Netze sind also geschlossene, selbstregulierte Welten mit einem (bio)historischen Index, die zum Zweck ihrer Reproduktion eines geregelten In-/Outputverkehrs mit ihren jeweiligen Umwelten benötigen, die wiederum Netze sein können.

Alle Netze weisen eine positionelle und eine dynamische Dimension auf, nämlich Knoten und Beziehungsmaschen. Das heißt Netze sind Netze dadurch, dass sie gerade nicht Flächen *decken* oder Räume *erfüllen*, sondern sie heben sich von einem „Dazwischen“ ab, das ein Nicht-Netz ist. Durchaus ist das Netz nicht „alles, was der Fall ist“, sondern nur die Gesamtheit dessen,

¹² Latour, Bruno, *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Berlin 1994. – Ders., *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaften*, Frankfurt am Main 2000.

¹³ Latour, Bruno, *Das Parlament der Dinge: Für eine politische Ökologie*, 2. Auflage Frankfurt am Main 2002, S. 121. „Propositionen“ meinen nicht, wie herkömmlich, auf wahr/falsch hin prüfbare Aussagen von menschlichen Sprechern, sondern Vorschläge, die von „zirkulierenden Referenten“ (alle möglichen Entitäten) im „Kollektiv“ vorgebracht werden können.

¹⁴ Vgl. dazu ausführlich das für den neuen Typ der *science (& case) studies* grundlegende Buch: Latour, Bruno, *Les Microbes, Guerre et Paix*, Paris 1984. Hier führt Latour am Beispiel Pasteurs und der Entstehung der Bakteriologie zum ersten Mal seine *actor network theory* ein. Dazu jetzt: Latour, Bruno, *Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005. Vgl. ferner Latour, Bruno und Woolgar, Steve, *Laboratory Life. The Social Construction of Scientific Facts*. Los Angeles/London 1979.

¹⁵ Vgl. dazu ausführlich: Böhme, Hartmut, *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*, Reinbek bei Hamburg 2006, S. 72-94.

¹⁶ Miketta, Gaby, *Netzwerk Mensch. Psychoneuroimmunologie: Den Verbindungen von Körper und Seele auf der Spur*, Stuttgart 1991.

was in bestimmter Perspektive eine Information heißen kann. Darin liegt eine Art Liberalität gegenüber dem, was nicht unmittelbar materiell oder symbolisch zum Bestandteil eines Netzes gemacht wird. Denn das „Dazwischen“ ist keineswegs Leere oder reine Negativität; sondern man kann es als die Information bezeichnen, die angibt, was nicht Netzinhalt ist (z.B. Fische bestimmter Größe, Daten bestimmter Struktur, Fahrzeuge bestimmter Art, z.B. Fahrräder für das Autobahnnetz).

Charakteristisch ist, dass Netze sowohl geschlossen und selbstorganisiert sind, wie auch in weiteren Netzen eingelassen sind, mit denen sie sich austauschen und kommunizieren. Netze kommen immer nur als Netze in Netzen vor. Netze in Netzen benötigen eine Obergrenze: für das Leben ist dies (vorläufig) der Planet Erde; ‚Gaia‘ ist der Name für das Netz der Netze des Lebendigen überhaupt der Erde. Die Obergrenze für die kulturelle Evolution bildet (vorläufig) das Internet. Dass das Internet innerhalb eines Jahrzehnts zum „Netz der Netze“¹⁷ wurde –: ein solches Evolutionstempo hat es weder natur- noch kulturgeschichtlich jemals zuvor gegeben. Das berechtigt, vom Internet als einem evolutionären Sprung zu reden.

Zwar ist das Internet nicht das erste künstliche Globalnetz, wohl aber das erste, das prinzipiell alle anderen kulturellen Netze zu integrieren vermag. Was nicht in der Megastruktur Internet repräsentiert oder symbolisch verarbeitet werden kann, das mag es zwar geben; doch gehört es nicht jenem qualitativ neuen historischen Status an, den wir mit Ausdrücken wie „Weltkultur“, „Globalität“, „Weltgesellschaft“ u.ä. belegen.

Netze stellen immer den Versuch dar, die Unwahrscheinlichkeit von Ordnung zu minimieren; sie sind also Regime der Ordnung, die von Unordnung umgeben und von innen immer wieder bedroht werden. Zivilisatorische Netzwerke sind Konstruktionen, welche mit zwingender Notwendigkeit materialisiert werden müssen – bei Strafe eines Überhandnehmens von Unordnung, die destabilisierende, wenn nicht katastrophische Folgen erzeugt. Es ist deswegen kein Zweifel, dass die Entstehung von Zivilisationen an die Entwicklung nicht nur einzelner Techniken, sondern an den erfolgreichen Aufbau von Netzwerken gebunden ist. Netzwerke sind eine Kulturtechnik ersten Ranges.

‚Netz‘ und ‚Netzwerk‘ sind zu kulturellen Leitmetaphern der modernen Gesellschaft und ihrer Wissenschaften, aber auch modellgebend für Biologie und Ökologie geworden. Man kann die kulturhistorischen Einsatzstellen des Denkens in ‚Netzwerken‘, wodurch unsere Kultur ins Paradigma des ‚Netzes‘ eingetreten ist, recht leicht bestimmen¹⁸. 1779 entwarf Christian Friedrich von Lüder einen staatsübergreifenden General-Wegeplan für Deutschland mit vier Nord-Süd-Achsen und vier Querspannen. 1811 wurde der bis heute erkennba-

¹⁷ Friedewald, Michael und Kimpeler, Simone, „Das Netz der Netze“ in: Beyrer, Klaus und Andritzky, Michael (Hg.), *Das Netz. Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme*, Aust. Katalog Frankfurt am Main 2002, S. 259-265.

¹⁸ Zum folgenden vgl. Beyrer, Klaus und Andritzky, Michael (Hg.), *Das Netz. Sinn und Sinnlichkeit vernetzter Systeme* (Anm. 17).

re Raster-Netzplan für Manhattan mit 155 querlaufenden und 13 längslaufenden Achsen mit entsprechenden Knotenpunkten sowie 2018 gleichgroßen Blöcken beschlossen. Dies entspricht dem *American Grid System*, durch das seit Ende des 18. Jahrhunderts der gesamte nordamerikanische Kontinent, noch vor seiner vollständigen Kolonisierung und unabhängig von den geographischen und ethnischen Gegebenheiten durch ein abstraktes planimetrisches System auf Grundlage eines Basismoduls kartiert wurde¹⁹. 1835 konzipiert Friedrich List ein deutsches Schienensystem, das er später ‚Netz‘ nennt. Dieser Ausdruck findet Eingang bei Karl Knies, der ein „Netz der Telegraphenleitungen und Stationen“ entwickelt und dabei Parallelen zwischen „dem telegraphischen Netz der Nerven in unserem Körper“ und den technischen Systemen behauptet. Helmholtz überträgt den Netz-Begriff in seine Physiologie. Die Post, als Systemnetz von Knoten und Bahnen zum Austausch von Sendungen, findet im 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt. 1865 wird als erste überstaatliche Netzstruktur die „Internationale Telegraphen Union“ gegründet. Die gegen Ende des 19. Jahrhunderts eingeführte Fernsprechtechnik wird sogleich als „Telefonnetz“ deklariert. Es ist ebenfalls das 19. Jahrhundert, das mit den Ver- und Entsorgungsnetzen wie Wasser, Kanalisation, Gas, Elektrizität die Netzplantechnik zur Grundlage zunächst der Reproduktion und Entwicklung von Städten, dann der gesamten Gesellschaft macht. Mit dem Automobil wird um 1900 eine weitere Systemtechnik installiert, zu deren Realisierung nicht nur die Erfindung eines sich selbst antreibenden Gefährts, sondern die raumübergreifende Installation eines Netzwerks mit entsprechenden Steuerungsmechanismen gehört.

Im 19. Jahrhundert begreift man aber auch, dass die Vernetzung von Gesellschaft unerwünschte Nebenfolgen hat: im Kampf mit der Cholera beginnt man zu verstehen, dass sich Epidemien netzförmig ausbreiten und dabei, gegen alle Intention, sich der Bahnungen zivilisatorischer Netze bedienen und an den Knotenpunkten besonders wüten – wie später z.B. auch AIDS entlang der globalen Verkehrsnetze und metropolitanen Vergnügungsnetze. Ferner beginnt man, in der Bakteriologie wie in der Zell-Biologie, Netzstrukturen als Baupläne der Natur selbst wahrzunehmen. Und was für die kleinsten Lebewesen zu gelten schien, wurde auch aufs Grosse ausgedehnt: Mit der globalen Installierung eines Netzes meteorologischer Messstationen seit Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Weg gebahnt für die Einsicht in das dynamische Netz des globalen und lokalen Wetter- und Klimageschehens. Man baute Netze, um Netze zu beobachten und zu erkennen. Mit dieser iterativen Struktur wurde ein Prozess eingeleitet, der zu dem führt, was wir heute ‚reflexive‘ oder ‚zweite‘ Moderne nennen.

Dies bildet den kulturellen Hintergrund für den einzigartigen Siegeslauf der ‚Netz‘-Metapher, welche im 20. Jahrhundert zu einem epistemologischen

¹⁹ Vgl. dazu Kaufmann, Stefan, *Soziologie der Landschaft*, Wiesbaden 2005.

Modell spätestens dann wurde, als mit dem Paradigmawechsel von der Physik zur Biologie und von der Soziologie zur Informatik nicht nur die biologischen Systeme des Lebendigen, sondern vor allem auch die informationellen Steuerungs-, Kontroll- und Kommunikationsnetze der Gesellschaft in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit rückten. Die Entstehung von Netzen zur Beobachtung von Netzen, die Netze beobachten etc. bedeutet, dass Vernunft sich selbst als Vernetzungsprozedur versteht, das heißt als eben dasjenige, was sie erkennt. Die Konstitution des Erkenntnisobjekts ist zugleich eine Form reflexiver Selbstexplikation.

Von dieser Situation ausgehend, wurden fortgesetzt im humangeschichtlichen wie bioevolutionären und biologischen Bereich ‚Netze‘ retrograd entdeckt – ob es sich um das Bewässerungssystem Mesopotamiens, um das Straßen- und Nachrichtennetz des römischen Reiches, um die kognitiven Vernetzungen der scholastischen Theologie im Mittelalter, um die Netzwerke des Reliquienkultes und der Pilgerpfade, um die Handelsnetze Venedigs, die frühen Postnetze des Habsburger Reiches, um die Songlines der Aborigines handelt, oder um die Wegenetze von Ameisenstaaten, die unterirdischen Geflechte von Pilzkolonien, die Netzwerke von Bakterien, die körperinneren Netze der Signalübertragung im Nervensystem oder, ins Grosse gesehen, das Netzwerk der Evolution oder der Ökologie der Erde.

Diese uferlose Ausweitung des Netzbegriffs, die seine Trennschärfe immer schwieriger macht, hängt mit zwei normalen Phänomenen der Mentalitätsgeschichte zusammen. Oft lässt sich beobachten, dass dasjenige, was man technisch zu beherrschen lernt, zum allgemeinen Modell des Wissens avanciert. Das heißt: im Augenblick, wo man mit Kalkül technische Netzwerke zu installieren verstand und der Prozess der Modernisierung identisch wurde mit der Fähigkeit zu Netzplantechniken –, da rückte die Netz-Metapher ins Zentrum der Episteme und begann, die Struktur des Wissens selbst zu organisieren.

Der zweite Grund für die Karriere des Netz-Konstrukts liegt im Zeitraum, in welchem sich sein Siegeslauf vollzog. Nicht ohne Grund fällt der Beginn der Netz-Metapher um 1800 mit dem Reflexivitätsschub zusammen, der zur unhintergehbaren Bedingung von Modernisierung wurde. Wissen reorganisierte sich um 1800 in der Weise, dass gegenüber der Ebene des gegenständlichen Könnens die kognitiven Verfahren selbst ins Zentrum rückten, mit denen man Wissen und Können erzeugte. Das Wissen wurde selbst netzförmig und selbst-reflexiv, indem es, mit Luhmann zu sprechen, eine Ebene der Beobachtungsbeobachtung ausdifferenzierte. Das Konzept Netzwerk hat seither einen Doppelstatus: Das Netzwerk des Wissens ist eine Form der Beobachtung von Beobachtung. Doch es ist zugleich eine materiale Systemtechnik zur Kontrolle und Steuerung des natürlichen und gesellschaftlichen Stoffwechsels. Netze sind eine, ja *die* spezifische Art der Episteme der Moderne; und sie sind *zugleich* selbst materiell-technische Systeme, welche nahezu jedweden Metabolismus formatieren.

So bilden sich um 1900 die Kulturwissenschaften insgesamt als Beobachtung der Beobachtung von Handlungen, das heißt von verkörperten Differenzen. Die Wissenschaften passen sich der Netzwerk-Logik ihres Gegenstandes genau so an, wie sie diese allererst konstruieren, insofern sie ihre Episteme im Modell des Netzes einrichten. Dadurch entsteht die eigentümliche Iterativität, welche die Reflexivität der Moderne fortgesetzt antreibt, während dabei zugleich eben die Netzdichte der sozialen Beziehungen verstärkt wird. Im Bann des epistemischen Modells ‚Netz‘ verfangen wir uns in diesem selbstgewobenen Netz immer mehr und wissen dies immer genauer. Netze sind dadurch sowohl unser Gefängnis, unser Medium des Agierens wie der Modus der reflexiven Distanzierung und damit unserer Befreiung geworden. Die Emanzipation von der Verstrickung ins Netz erzeugt im selben Akt das Netz, in dem wir uns verstricken. Das Netz als universale Metapher biologischer oder kultureller Existenz heißt deswegen, dass wir immer zugleich *im* Netz und *außerhalb* des Netzes sind, *in* den Maschen und *durch* die Maschen. Als Netz-Lebewesen, die wir im Höchsten unserer Kognition und im Tiefsten unserer Antriebe und Moleküle sind, können wir gar nicht anders, als die Evolution in der Weise fortzusetzen, dass wir die Netze, welche wir im Namen des Fortschritts oder der Freiheit, hinter uns lassen, durch neue, komplexere, noch stärker selbstreflexive Netze ersetzen. Damit wird die anthropologische Struktur realisiert, wie sie Helmuth Plessner oder Arnold Gehlen entwerfen: dass der Mensch von Natur aus Kultur sei.

So könnte es sein, dass wir in der vollendeten Vernetzung der Kultur, in der äußersten Artifizierung des Lebens, ungewollt der Natur am nächsten kämen, die genau in dieser Form prozessiert: in der evolutionären Ausdifferenzierung immer komplexerer Netzwerke.

Die Beschleunigung, die man seit Nietzsche durchweg als Merkmal der modernen Gesellschaften ansieht, beruht vor allem auf der rasanten Folge, mit der seit 1800 immer mehr Netzsysteme den Gesellschaftskörper nicht nur durchdrungen, sondern ihn revolutioniert, mobilisiert, differenziert und umgebaut haben. Das Internet heute erzeugt, wegen seiner dezentralen Struktur, Chancen für Demokratie, interaktive Kommunikation und nie gekannte Partizipation; doch es produziert ebenso neue und unabsehbare Kontrollmöglichkeiten, Machtkonzentrationen und Ausschlüsse. Es ist einerseits egalitär, andererseits gibt es schon jetzt eine Internet-Klassengesellschaft. Es enthält wunderbare Chancen für die Armen, aber noch grandiosere für die ohnehin schon Reichen. Es ist das Wissensorgan und das Kommunikationsmedium der Zukunft, doch im Regime der verschalteten Daten wird das Wissen deterritorialisert, entzeitlicht, transpersonal und die Kommunikation situationslos, dekontextualisiert, entbettet. Es wird keinen nennenswerten materiellen Prozess mehr geben, der nicht über Computer und Internet durchgerechnet, gesteuert und organisiert wird. Das Gleiche gilt für soziale, politische und ökonomische Prozesse. Nahezu jede private Geste ist heute bereits an ein vernetztes System angeschlossen; doch durch nichts wird Individualisierung so sehr gefordert

wie durch die globalisierte Informationsgesellschaft. Das Internet wird Menschen und Gesellschaften zum Blühen bringen, und es wird neue Sozialpathologien, Anomien, Ungerechtigkeiten, Brüche und Spaltungen erzeugen. Es zeigt sich einerseits als Medium eines nie gekannten Kapital- und Warenflusses, aber es wirkt gleichzeitig in der Logik der Gabe und des Schenkens. Es ermöglicht einen historisch einmaligen Zugang zu gewaltigen Wissensreservoirs, aber es verknappt die unterdes kostbarste Ressource Aufmerksamkeit aufs äußerste. Es verstärkt durch das riesige Überangebot von Informationen die kognitiven Dissonanzen und mentalen Verwirrungen; aber es schafft sich zugleich intelligente Agenten, welche in Zukunft unsere persönlichen Assistenten in den unermesslichen Weiten des Daten-Universums sein werden. Es macht Menschen, Gemeinden, Städte und Staaten zu Abhängigen, aber es generiert zugleich die Autonomie subglobaler, lokaler, minoritärer Netzwerke. Es entwertet den *homo faber*, aber es fördert den *homo ludens*. Es spaltet, dissoziiert, verzweigt, verflüchtigt, entessentialisiert, entwurzelt ununterbrochen; doch es verbindet, konveniert, assoziiert, verwebt ebenso ohne Unterlass. Es enthält die kunstvollsten Ordnungen, die Menschen je ersonnen haben; und es ist ein heterotoper Raum chaotischer Gemenge.

Daraus geht hervor, dass eine strukturelle Ambivalenz, eine oszillierende Unruhe und Uneindeutigkeit dem neuesten und vielleicht ultimativen Meganez eigentümlich ist. Ideologische Debatten sind deswegen sinnlos: jede Ideologie ist ebenso richtig wie falsch, also ohne semantischen Gehalt. An ihre Stelle tritt Kulturwissenschaft, die mit den beiden vorgestellten Konzepten – der Transformations- und der Netzwerkanalyse – die Instrumentarien für die Beobachtungsbeobachtung von Kulturen in ihrer *longue durée* wie in ihrer aktuellen Realisierung entwickeln. Dadurch könnte sie in Kooperation wie in Abgrenzung zu den historischen Geisteswissenschaften und den eher präsentischen Sozialwissenschaften ein eigenes Profil behaupten.

Normalistische Subjektivitäten: Ihr historisches Apriori, ihre Bifurkation und ihre nächste Krise

JÜRGEN LINK

„[...] und wenn man es so haben könnte, so einfach haben, dann würde ich mir auch einen größeren Busen kaufen, der so oben steht und ich bin ja nur zu wehleidig, ich laufe ja nicht einmal die ganzen 50 Minuten, ich spaziere nach 43 Minuten wieder herum und fühle mich heilig und bin schon stolz, sehr gequält habe ich mich da nicht, aber das Maple Walnut ist wenigstens ausgeglichen und gegen das Schlagobers muss ich nur das Abendessen heute Abend ausfallen lassen [...]

[...] dann würden diese Paare mit den Hunden einen nicht so deprimieren, wenn sie so nebeneinander gehen und beide nur den Hund anschauen, vor sich hin auf den Hund, aber sie gehen nebeneinander, ich habe niemanden, ich fühle mich besser und laufe allein und müsste allein spazieren gehen, ich habe nicht einmal einen Hund, aber ich will ja auch niemanden, aber hätte ich jemanden, wenn ich wollte, wenn ich nicht allein sein wollte, der Gerhard, der ist ja ein Pausenfüller, weil es besser ist zu grinsen, wenn jemand fragt, ob es einen gibt, und das ist ja auch praktisch, es wäre praktischer, wenn ich bestimmen könnte, wann er Zeit hat, es ist einfacher so als ganz allein, da würden sich alle interessieren und ich hätte ja auch das Gefühl, frigid zu sein, und das habe ich ja ohnehin und dann wäre es bestätigt und vielleicht sollte ich doch noch eine Analyse anfangen, oder vielleicht ist etwas mit meinen Hormonen nicht in Ordnung [...]

[...] und sitzen, ach, ist das angenehm, das ist richtig angenehm, brav warst du, wirklich brav, meine Liebe, brav, nicht toll brav, aber brav brav, und jetzt weiter, die Haare müssen dann trocken sein, und ich will ja nicht verhetzt zur Claudia kommen, und mit kurzen Hosen laufen, das ist übertrieben, spürt der Kerl da nichts, mir würden die Knie wehtun, vor Kälte, [...] na gut, dass ich schon im Auto sitze, von dem überholt zu werden, das wäre schon eine Provokation, da hätte ich dann doch noch schnell laufen müssen, ich habe ja nicht einmal einen Endspurt geschafft, gehen, weil es für den Kreislauf richtig ist, du findest doch immer eine Ausrede, obwohl, du hast einen niedrigen Blutdruck, ich könnte ja jetzt kein Bad nehmen, da würde mir schwindlig werden, allen meinen Freundinnen wird schwindlig, wenn sie richtig warm baden, alle meine Freundinnen haben einen niedrigen Blutdruck, und vielleicht ist der Blutdruck von jüngeren Frauen eben einfach niedrig, aber dann wäre der Blutdruck ja normal und dann müsste man ihn nicht niedrig nennen, wenn er normal wäre, wir fragen einander, hast du auch einen niedrigen Blutdruck, und dann sagen wir alle ja und eigentlich könnte man doch sagen, der normale Blutdruck jüngerer Frauen ist etwas niedriger und dann hätten wir alle einen normalen Blutdruck und es wäre nicht schon wieder eine Abweichung von der Norm, aber das kann man in der Claudia

Iris Därmann · Christoph Jamme · Hrsg.

Kulturwissenschaften

Konzepte, Theorien, Autoren

Wilhelm Fink

Inhaltsverzeichnis

IRIS DÄRMANN Statt einer Einleitung. Plädoyer für eine Ethnologisierung der Kulturwissenschaft(en).....	7
HARTMUT BÖHME Aufgaben und Perspektiven der Kulturwissenschaft.....	35
JÜRGEN LINK Normalistische Subjektivität: Ihr historisches Apriori, ihre Bifurkation und ihre nächste Krise.....	53
CHRISTOPH JAMME Symbolische Bedeutungsansprüche der Kulturen	69
WOLFGANG MÜLLER-FUNK Nach einer Philosophie der symbolischen Formen. Aspekte einer narrativen Kulturtheorie.....	89
GERTRUD LEHNERT Kulturwissenschaft als Gespräch mit den Toten? Der <i>New Historicism</i>	105
VOLKER GOTTOWIK Zwischen dichter und dünner Beschreibung: Clifford Geertz' Beitrag zur <i>Writing Culture</i> -Debatte	119
FRIEDRICH JAEGER Was ist eine historische Kulturwissenschaft?	143

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten.

© 2007 Wilhelm Fink Verlag, München

Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München

Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-4498-1

HARALD LEMKE Kritische Theorie der Esskultur	169
TOBIAS KLASS Zarathustras Vampirismus: Überlegungen zur Kulturwissenschaft nach Nietzsche	191
ANDREAS HETZEL An den Rändern des Sozialen. Georg Simmels Beitrag zu einer kritischen Theorie der Kultur.....	227
HARTMUT BÖHME Aby M. Warburg	243
ERNST WOLFGANG ORTH Ernst Cassirer als Kulturwissenschaftler.....	269
STEPHAN GÜNZEL Gilles Deleuze vor den Kulturwissenschaften	291
PHILIPP SARASIN War Michel Foucault ein Kulturwissenschaftler?.....	313
GÜNTHER BURKART Luhmann als Kulturtheoretiker?	331
ZU DEN AUTOREN	369

Statt einer Einleitung. Plädoyer für eine Ethnologisierung der Kulturwissenschaft(en)

IRIS DÄRMANN

I. „Krank in New York“: Marcel Mauss' Theorie der Zivilisation

Der 1935 erschienene Vortrag von Marcel Mauss über *Die Techniken des Körpers* muß zu den Gründungsurkunden der Kulturwissenschaft gezählt werden¹. Mit den Körpertechniken schlägt Mauss ein Thema an, das weder in den etablierten Geistes- und Humanwissenschaften noch auch in den Naturwissenschaften einen angestammten Ort zu finden vermag. Daher konnte es zunächst auch in seiner eigenen *Instruction d'ethnographie descriptive*² nur in der ein wenig „heterokliten“ und mit dem „Etikett der Unwissenheit“ versehenen Rubrik „Verschiedenes“³ abgehandelt werden, um so unweigerlich der ihm eigenen Brisanz beraubt zu werden. Es sind jedoch vor allem solche konzeptlosen Fragen, für die sich niemand zuständig fühlt und die durch das Raster disziplinärer Zugriffe fallen, welche die eigentlich kulturwissenschaftlichen Entdeckungen zu machen erlauben. In den undeutlich abgegrenzten Bezirken zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften, dort nämlich, „wo die Professoren sich gegenseitig aufessen“, tun sich für Mauss gerade die „dringlichen Probleme“ auf. Es ist dieser von den traditionellen Wissenschaften liegengelassene Rest, das achtlos Beiseitegeschobene, wenn nicht, wie man mit Bataillescher Dramatisierung sagen könnte, das Verfemte und Ausgestoßene⁴ der traditionellen Wissenschaften, das ein genuines Arbeitsfeld der Kulturwissenschaft bildet⁵. Freilich beschränkt sie sich nicht auf die thematische Ver-

¹ Erhard Schüttpelz gebührt das Verdienst, diese zu Unrecht vergessene, dezidiert antinationalistische Konzeption der Körpertechniken und ethnologischen Medientheorie *avant la lettre* wiederentdeckt zu haben: „Der Fetischismus der Nationen und die Durchlässigkeit der Zivilisation. Globalisierung durch technische Medien bei Marcel Mauss (1929)“, in: Stefan Andriopoulos und Bernhard Dotzler (Hg.), *Schnittpunkte der Medialität*, Frankfurt am Main 2002, S. 158-172.

² Marcel Mauss, *Manuel d'ethnographie*, Paris 1947.

³ Marcel Mauss, „Les techniques du corps“ (1935), in: ders., *Sociologie et Anthropologie*, Paris 1973, S. 365-386, hier: S. 365; dt. „Die Techniken des Körpers“, in: ders., *Soziologie und Anthropologie*, übersetzt von Eva Moldenhauer, Henning Ritter und Axel Schmalfuß, Frankfurt a. M./Berlin/Wien 1978, S. 199-220, hier: S. 199.

⁴ George Bataille, *La part maudite*, précédé de *La nation de dépense* (1949 bzw. 1933), Paris 1967.

⁵ Zu weiteren Arbeitsgebieten der Kulturwissenschaft(en) und den „Umrissen einer neuen Disziplin“ wie die Archäologie der europäischen Wissenschaftskulturen, die Kulturwissen-